

GEGR. 1822

Sonderabdruck aus Jahrgang (1939/3)

WÖRTER UND SACHEN

Zeitschrift für indogermanische Sprachwissenschaft, Volksforschung und Kulturgeschichte

NEUE FOLGE

IN VERBINDUNG MIT WALTHER WÜST

HERAUSGEGEBEN VON PROF. DR. HERMANN GÜNTERT

unter Mitarbeit von

R. VON KIENLE, H. KUEN, W. PORZIG,

K. STEGMANN VON PRITZWALD UND L. WEISGERBER

VERLAG CARL WINTER'S UNIVERSITÄTSBUCHHANDLUNG / HEIDELBERG


Uniwersytetu Gdańskiego
BIBLIOTEKA

9.

Kritisches zur Kaschubenforschung

Von **Karl Kaiser, Greifswald**

Die Kaschubenfrage ist in der ersten Hälfte des Jahres 1938 wieder ganz in den Vordergrund getreten. Das ist die Wirkung des erneuten Erscheinens eines Werkes in englischer Sprache *The Cassubian Civilization*, dessen erste Ausgabe 1935 herausgekommen ist. Es vereinigt drei Beiträge, die von dem 1937 verstorbenen Deutschen Friedrich Lorentz, sowie von den beiden Polen Adam Fischer und Tadeusz Lehr-Spławinski stammen. Bronisław Malinowski hat das Vorwort geschrieben. Äußerlich, sagt er, sei das Werk freilich *merely an ethnographic description of the Cassubians.* Die tatsächlichen Ergebnisse jedoch seien sehr weittragend. Zweierlei wird, nach Malinowski, durch das Werk einwandfrei nachgewiesen: 1. daß das Kaschubentum ein überraschend wirksames Bollwerk gegen die mächtige, lange durch politische Herrschaft gestützte deutsche Kultur ist, 2. daß das Kaschubentum ein Stück Polentum ist.

Ein Werk, das einen solchen Gegenstand behandelt und dessen Vorwort solche Ergebnisse verheißt, wird überall stärkste Aufmerksamkeit finden. Es muß sich aber auch, des Gegenstandes wie der versprochenen Ergebnisse wegen, auf eine sehr gewissenhafte Nachprüfung gefaßt machen. Diese Nachprüfung muß sich nicht nur darauf erstrecken, ob das Beweismaterial ausreichend ist, sondern auch darauf, ob die Betrachtungsweise das nötige Vertrauen erweckt und ob die Methoden der Beweisführung wirklich stichhaltig sind. Das Ergebnis dieser Nachprüfung führt nicht nur zu einem Urteil über das Buch, sondern von selbst auch zu einem kritischen Blick auf den Stand der Kaschubenforschung. — Ich nehme im folgenden diese Nachprüfung vom Standpunkt der volkskundlichen Wissenschaft aus vor. Das ist der natürliche Ausgangspunkt. Denn knapp sechs Siebentel des Werkes (Lorentz, Fischer) betreffen den Arbeitsbereich der Volkskunde, nur gut ein Siebentel (Lehr-Spławinski) bezieht sich auf die Sprache[2].

Der umfangreiche und in wahrem Sinne des Wortes für das Werk grundlegende Beitrag von Friedrich Lorentz (S. 1—184. *An Outline of Cassubian Civilization*) ist die englische Ausgabe einer 1934 in polnischer Sprache erschienenen Darstellung (*Zarys etnografji kaszubskiej.* = *Pamiętnik Inst. Balt. XVI.*, Thorn 1934). Er ist im ganzen ein nüchterner und vorsichtiger Tatsachenbericht über den Überlieferungsschatz und die volkstümlichen Kulturgüter der Kaschuben, ohne freilich Anspruch auf unbedingte Vollständigkeit erheben zu wollen. Der

[2] Abgeschlossen im August 1938.



Verfasser enthält sich in der Regel — und zwar mit wohlbedachten Gründen — aller voreiligen Schlüsse in Bezug auf die Herkunft der behandelten Erscheinungen. Wie jeder Versuch, vom Stofflichen her eine „Volkskunde“ zu entwerfen, weist selbstverständlich auch diese Arbeit ihre Mängel auf. Der Leser vermißt im allgemeinen ein genaueres Eingehen auf die Frage, was die festgestellte einzelne Erscheinung tatsächlich im Leben bedeutet, ob sie eine Mittelpunktstellung oder eine Seitenstellung einnimmt, ob sie allseitig die Gegenwart beherrscht oder in ihrer Lebenskraft geschwächt ist. Der Verfasser hat offensichtlich Material verschiedener Herkunft und verschiedenen Alters zusammengearbeitet, solches, was ihm aus literarischen Quellen zufloß, und anderes, was auf eigener Beobachtung beruht, und es ist nicht immer deutlich ausgesprochen, wo von vergangenem und wo von lebendem Gut die Rede ist. Die Zeitangaben sind vielfach unscharf, und dies kann leicht gewissen Mißverständnissen Vorschub leisten. So beginnt Lorentz S. 3 ganz eindeutig mit der Feststellung, daß innerhalb der heutigen Reichsgrenzen heute kaum mehr Kaschubisch gesprochen wird. Nur den Ort Wierschutzin (Kr. Lauenburg) und den südöstlichen Teil des Kreises Bütow nimmt er aus. Es wird hinzugefügt, daß bis etwa 1900 auch am Gardeschen See und am Lebasee sowie im Nordteil des Kreises Lauenburg Kaschubisch gesprochen worden ist, daß heute aber das Kaschubische dort wohl (*probably*) ausgestorben sei. Jedoch in der folgenden Darstellung hat er dies nicht immer genau genug beachtet, und er hat mehr als einmal (z. B. S. 67, 68, 74 [Schmolsin], 78f. [Giesebitz], 117 [Stohentin] ohne erklärenden Zusatz von Kaschuben in diesen Gegenden als einer anscheinenden Größe der Gegenwart gesprochen. Das sind an sich verständliche Lässigkeiten des Ausdruckes. Aber sie stehen leider in einem Buch, das auch sonst, wie sich noch zeigen wird, solche „Lässigkeiten“ nicht vermeidet, und das sich ausdrücklich an einen Leserkreis wendet, von dem man genauere Kenntnisse von den geographischen Verhältnissen nicht erwarten kann. Es ist so, daß der durchschnittliche ausländische Leser in dem ganzen Werk keine einwandfreie oder auch nur eindeutige Auskunft darüber finden kann, welches denn nun der Raum der Kaschuben exakt war und gar, welches der heutige Raum der Kaschuben ist. Die angedeuteten Schwächen des Beitrages von Lorentz werden ausgeglichen durch die in ihrer Vorsicht und ihrem Ernst vorbildliche Art, mit der der Verfasser andeutet, in welcher Weise der von ihm dargebotene rohe Stoff aufgefaßt und erklärt werden muß. Er hat Klarheit darüber, daß nur ein Vergleich mit dem Überlieferungs- und Kulturgut der benachbarten und für die Kaschuben bedeutungsvollen Völker weiterführen kann. Er warnt, besonders nachdrücklich z. B. im Zusammenhang mit dem Volkslied (S. 143), vor voreiligen Schlüssen auf Grund eines groben Vergleiches mit der polnischen Überlieferung und weist auf die für einen solchen Vergleich nicht ausreichende Leistung der bisherigen Forschung hin. Insbesondere aber wird betont, daß es nicht auf einen Vergleich mit dem Slawischen oder gar nur mit dem Polnischen allein ankommen könne, sondern daß das Erkennen des deutschen Elementes die unerläßliche Voraussetzung für ein wirkliches Verstehen des Kaschubentums nach Stellung und Wesen ist. In zwei Fällen (Beispielsprichwörter S. 143; Erzählungsgut S. 150) macht Lorentz selber auf die Wahrscheinlichkeit eines deutschen Einflusses aufmerksam. Dies kann keinen Zweifel darüber lassen, welche Auffassung Lorentz hatte, und wenn er in zahlreichen anderen Fällen, wo es geradezu selbstverständlich scheint, daß mit deutschem Einfluß gerechnet werden muß, darauf verzichtet, davon zu sprechen, so gewiß nur deshalb, weil er sich nicht für befugt hielt, den Vergleich mit der deutschen Volksüberlieferung im einzelnen durchzuführen.

Völlig andere Wege gehen jedoch die letzten sechs Seiten des Beitrages von Lorentz. Hier unternimmt der Verfasser merkwürdigerweise etwas, was er

[1] Vgl. dazu den Beitrag von Neumann W. u. S. 1938, 235. Weitere Auseinandersetzungen werden folgen (Schriftleitung).

bis dahin grundsätzlich vermieden hat: er versucht eine Gegenüberstellung der kaschubischen und der polnischen Volkskultur, und er versucht dabei, enge Beziehungen zwischen beiden wahrscheinlich zu machen. Freilich ist es ihm selber nicht wohl dabei. Zunächst wird auf anderthalb Seiten klar gezeigt, daß es noch viel zu früh ist, einen volkskundlichen Vergleich zwischen Kaschuben und Polen zu unternehmen, *by the fact, that our knowledge of both cultures is as yet insufficient.* Das nächste ist, daß LORENTZ sich vor allem auf eine vergleichende Betrachtung des als durchschnittlich angenommenen kaschubischen und polnischen Hauses beschränkt. Die Feststellung, daß beide sich sehr ähnlich seien, wird dann aber gleich wieder in Zweifel gezogen. EMIL GOEHRTZ (Das Bauernhaus im Regierungsbezirk Köslin. 1931) hat hervorgehoben, daß ein sehr weit in den europäischen Osten hinein wirkender preußischer Normalentwurf aus dem 18. Jahrhundert zugrunde liege. *If this is true*, sagt LORENTZ sehr deutlich, *then the similarity between the ground-plans of the Polish and Cassubian houses would not prove anything for the connection of Polish and Cassubian civilization.* — Dann folgen noch einige freilich sehr knappe Bemerkungen über Brauch und Volksüberlieferung. Darunter überrascht ein Satz wie dieser: *The processions in animal disguise during the Christmas and New Year season are also known in Poland, and the same applies to various Easter and Whitsun customs.* Jeder, der dem Verfasser bis hierhin gefolgt ist, hätte ebenso gut den Satz erwarten können: „Die Umzüge von Tiergestalten in der Weihnachts- und Neujahrszeit sind auch in Deutschland bekannt, und das gleiche gilt auch von verschiedenen Oster- und Pfingstbräuchen." Hier ist zum ersten Male mit Händen zu greifen, was der Aufsatz von FISCHER nachher Seite für Seite immer wieder zeigt: daß das Buch *The Cassubian Civilization* „gar nicht ein objektives Bild der kaschubischen Volkskultur entwirft, sondern auf die Herausstellung von möglichst vielen Ähnlichkeiten zwischen Kaschuben und Polen abzielt, von denen die weitaus meisten nur deshalb als „Ähnlichkeiten" erscheinen, weil den Verhältnissen in Deutschland keine oder nicht genügend Aufmerksamkeit geschenkt worden ist.

Dann kommen die letzten Sätze in dem Aufsatz von LORENTZ: Trotz vieler Unterschiede ist die ererbte Kultur der Kaschuben die gleiche wie die der Polen. Zwar die neueren technischen Fortschritte sind von den Deutschen herübergenommen worden. Vor allem im Bereich der dinglichen Kultur ist kaum irgendein Unterschied zwischen Kaschubien und den benachbarten deutschen Gebieten, besonders denen der Provinz Pommern . . . Und nach 1772 wurde der deutsche Einfluß übermächtig. Er drang in den Bereich der geistigen Kultur — (und nun schlägt LORENTZ mitten im Satz um) — aber, er wirkte nicht tief auf diese. Selbst eine so allgemein bekannte Gestalt des deutschen Volksglaubens wie die von Wode, dem Wilden Jäger, die leicht im kaschubischen Volksglauben hätte Berührungspunkte finden können, wurde nicht übernommen — (Ist es nötig zu sagen, daß niemals der Umstand, daß eine bestimmte Überlieferung nicht übernommen wird, als Grundlage für die Beurteilung der Stärke des Einflusses genommen werden kann, den ein Volk auf ein anderes ausübt, und daß die Wissenschaft kein Entscheidungsrecht darüber hat, ob eine Vorstellung so ist, daß sie hätte übernommen werden müssen?). — So sind die Kaschuben, obwohl sie sich äußerlich den Ergebnissen des deutschen Fortschrittes nähern, innerlich das geblieben, was sie von Anfang an waren: *a true Slavonic race.* — Das ist der Abschnitt, der die Überschrift *Identity of the two cultures* trägt. Es ist unverkennbar, wie unbequem sich Lorentz in der Rolle fühlte, die ihm hier zufiel. MALINOWSKI freilich hebt hervor, daß gerade hier ein neuer Beweis für die unbedingte Leidenschaftslosigkeit und für den objektiven Geist deutscher Forschung vorliege *as we knew it of old.*

Der Beitrag von LORENTZ bleibt, trotz der in nichts überzeugenden Schlußfolgerungen, der wertvollste Teil des ganzen Werkes. Als Stoffgrundlage ist er

für die künftige Arbeit unentbehrlich. Und LORENTZ ist es auch, der die Lage der Kaschubenforschung am klarsten erkannt hat: *An enormous amount of research has still to be carried out before we are able to say that we really know the civilization of the Cassubians* (S. 168).

FISCHERS Beitrag ist praktisch eine Auswertung des von LORENTZ dargebotenen Materials im Sinne einer vergleichenden Untersuchung. Wenn einer solchen ein Sinn zukommt, der über den Nachweis von einzelnen Parallelen hinausgeht, so kann es nur der sein, den Standort des Kaschubentums unter den europäischen Völkern zu veranschaulichen. Ein jeder aber weiß, daß dies schließlich hinausläuft auf Ergründung des Verhältnisses, in dem die kaschubische Volkskultur einerseits zum Germanischen und andererseits zum Slawischen steht.

Was tut nun FISCHER? Er führt ausschließlich einen Vergleich des LORENTZschen Materials mit den Feststellungen der polnischen Volkskundeforschung durch. Über diesen engen Rahmen geht er nur gelegentlich hinaus, um einen flüchtigen Blick auf den ganzen slawischen Kreis zu werfen. Das ist keine Karikatur seiner Arbeit, sondern das geht auch aus seinen eigenen Worten hervor. Er sagt selber einleitend (S. 186), seine Absicht sei, die gesamte kaschubische Volkskultur vor den Hintergrund der polnischen und manchmal auch der allgemein slawischen zu stellen. Rund 150 Druckseiten zählt der Aufsatz, das ist weit mehr als ein Drittel des ganzen Buches. Auf all diesen Seiten findet sich nirgends auch nur der Ansatz zu einer ernsthaften Auseinandersetzung mit den Ergebnissen der deutschen Wissenschaft. Im fast 100 Nummern zählenden Schrifttumsverzeichnis findet auch der selbständigste Leser keinen Hinweis auf die hergehörige deutsche Literatur, nicht einmal auf die ältere, geschweige denn auf die der letzten Jahre, selbst nicht auf diejenige, die ganz an der Oberfläche liegt. Beim Lesen der 150 Seiten merkt man überhaupt nichts davon, daß der Faktor „deutsch“ überhaupt etwas Ernsthaftes bedeuten könnte, wenn es um die Beurteilung von Ursprung und Wesen der kaschubischen Volkskultur oder einzelner ihrer Bestandteile geht. An keiner Stelle macht FISCHER einen vernünftigen Anlauf, deutsche Parallelen wenigstens zu erwähnen, und er sagt auch seinen Lesern nichts darüber, daß er es ihnen überlassen muß, festzustellen, wie es in Deutschland aussieht. Und nirgends hat der Verfasser es ausgesprochen, daß ein so angelegter, einseitiger Vergleich zwischen Kaschuben und Polen überhaupt keine Grundlage ist für irgendwelche verbindliche Schlüsse in bezug auf Wesen und Stellung des Kaschubentums.

Dann wird, kann man sagen, FISCHER sich wahrscheinlich auch ganz solcher weittragender Schlüsse enthalten und eben nur einen einseitigen Vergleich angestellt haben, von dem er stillschweigend voraussetzt, daß er nur die Bedeutung einer Vorbereitung haben kann. So heißt sein Beitrag ja auch richtig *Cassubian and Polish Ethnography. A comparative study.* Leider hat FISCHER diese selbstverständliche Zurückhaltung im Urteil nicht gewahrt. Er hat, ohne daß ihn seine Methode und sein Material irgendwie dazu berechtigen würden, in abschließender Weise über Wesen und Stellung des Kaschubentums geurteilt, nämlich, zwischen Kaschuben und Polen bestünden in jeder Hinsicht, selbst in den nebensächlichsten Dingen, so schlagende Übereinstimmungen, daß das Kaschubentum ein Stück Polentum sei. Er hat nicht gesagt, daß diese Scheinlogik nur dann wirkliche Logik wird, wenn zuvor nachgewiesen ist, daß die zwischen Kaschuben und Polen festgestellten Übereinstimmungen kennzeichnend eben nur für diese beiden sind. Er hat, ohne die deutschen Sachgüter und die deutsche Überlieferung auch nur zur Kenntnis zu nehmen, den Faktor „deutsch“ grundsätzlich ausgeschaltet, und er hat, ohne sich mit der deutschen Forschung auseinanderzusetzen, betont, sein Ergebnis müsse Auffassungen der deutschen Forschung nachdrücklich entgegengehalten werden (vgl. S. 227). Einige Beispiele aus FISCHERS Aufsatz zeigen, wie eindeutig der Tatbestand ist, daß hier von einer viel zu schmalen Materialgrundlage aus „Ergebnisse“ ausgesprochen werden:

S. 190. Dies wird genügen, die unbedingte Gleichheit zwischen kaschubischen und polnischen Stämmen zu zeigen, sowohl was deren Benennungen als auch was die Bildungsweise der Benennungen betrifft.

S. 196. Der Vergleich der polnischen und der kaschubischen Fischerei zeigt, daß keine Unterschiede bestehen, weder in der Art, noch im Wortschatz, und daß sehr oft die Kaschuben altes polnisches Gut besser bewahrt haben als es im Großteil Polens bewahrt ist.

S. 212. Es ist also deutlich, daß selbst in der Kleidung, die leicht dem Einfluß wechselnder Moden unterliegt, die Kaschuben viele alte Elemente bewahrt haben, die sie mit der allgemein-polnischen Volkstracht verbinden.

S. 226f. Es ist zu hoffen, daß dies genügt, um zu zeigen, wie auf dem Gebiet der Sachkultur kein wie immer gearteter Unterschied zwischen Kaschuben und Polen ist.

S. 237. Es gibt keine einzige Einzelheit im kaschubischen Hochzeitsbrauchtum, für die nicht eine polnische Parallele gefunden werden kann.

S. 244f. Im allgemeinen ist die Haltung gegenüber dem Toten bei Polen und Kaschuben sehr ähnlich.

S. 254. So erweisen sich die kaschubischen Erntebräuche als wenig verschieden von denen, die im ganzen polnischen Gebiet beobachtet werden.

S. 256. Im Ganzen ist der Weihnachtsabend, wie er in der kaschubischen Landbevölkerung gefeiert wird, in keiner Weise verschieden von der Art, wie Weihnachten in ganz Polen begangen wird.

S. 270. Obige Ergebnisse bestätigen völlig die Ergebnisse von B. Stelmachowska in ihrer Untersuchung über das Brauchtum des Jahreslaufes in Pommerellen, nämlich, daß das pommerellische Brauchtum keineswegs etwas Besonderes für sich bildet, was uns gestatten würde, Pommerellen oder irgendeine seiner Volksgruppen vom gesamtpolnischen Gebiet zu trennen.

S. 274. Dieser Überblick über die Sitten und Bräuche rechtlicher und sozialer Art zeigt, daß sich die gesamte volkstümliche Sozialkultur der Kaschuben nicht von der der Polen unterscheidet.

S. 285. Wie durch die vorstehenden Vergleiche gezeigt wird, sind die Ähnlichkeiten zwischen Polentum und Kaschubentum auch auf dem Gebiet des Dämonenglaubens wieder sehr groß.

S. 303. Alle in anderen Teilen Polens bekannten Motive kann man auch in kaschubischen Liedern finden. Hierauf ist bislang wenig Aufmerksamkeit verwendet worden.

S. 324. Auf dem Gebiet der Spiele ist man wieder geschlagen von der außerordentlich großen Ähnlichkeit hinsichtlich dieser Äußerungen der Volkskultur bei Polen wie Kaschuben, einer Ähnlichkeit, die sich bis auf die kleinsten Einzelheiten erstreckt.

S. 327. Die vorstehenden wenigen Beispiele mögen genügen, festzustellen, daß die kaschubischen Kinder einst die gleichen Spiele spielten wie die Kinder sonst in Polen.

Und dann zusammenfassend: *The comparison of the Cassubian and Polish popular cultures in the foregoing pages bears out to the full the statement that the one differs in no respect from the other, both being essentially Polish. In our enquiry we have pointed out the deep resemblances existing not only in the sphere of mental culture, but also in that of social and material civilization. The links are particularly close and numerous between Cassubia on the one hand and Couyavia, Great-Poland, Silesia and Little-Poland on the other* (S. 328).

Um Mißverständnisse auszuschließen: Die Herausstellung der Ähnlichkeiten zwischen kaschubischem und polnischem Gut, das war Fischers Möglichkeit, hierfür war er ausgerüstet. Aber der Schluß auf das *essentially Polish*, hierin

überschreitet er die engen Grenzen, die er sich selbst gesetzt hat. Diesen Schluß, auf dem das ganze Gewicht liegt, hätte er nur ziehen dürfen, wenn erstens seine Ausblicke auf das ganze Slawentum gründlich wären, wenn er zweitens auch eine Untersuchung *Cassubian and German Ethnography* vorgelegt hätte, und wenn drittens deren Ergebnisse einen solchen Schluß zuließen.

Unbekümmert darum stellt Fischer an den Schluß seines Beitrages ein Zitat aus einem von einem Unbekannten 1889 in Krakau veröffentlichten Zeitungsaufsatz (S. 331), in dem es heißt: *Once already in history the world was conquered for the Truth by fishermen; why should not a tribe of fishermen be chosen to hold the Baltic shores for the Polish speech and spirit?*

Es ist klar, daß Fischer den Faktor „deutsch“ nun aber nicht völlig totschweigt. Da er ihn völlig abzuleugnen sucht, muß er an einigen Stellen auf ihn zu sprechen kommen, um ihn entweder zu bestreiten oder zu bagatellisieren. Ich habe mich bemüht, die Stellen des Aufsatzes zu zählen, wo das Wort *german* fällt. Auf die Gefahr hin, daß die eine oder andere Stelle übersehen ist, läßt sich sagen, daß auf rund 150 Seiten, die ihrem Wesen nach der Bestreitung des Faktors „deutsch“ dienen, etwa ein Dutzend solcher Stellen vorkommen. Sieht man sie sich genauer an, da erkennt man, daß der Verfasser bestrebt ist, das Wort *german* nach Möglichkeit zu vermeiden und an dessen Statt den Ausdruck *foreign origine* zu gebrauchen.

Es lassen sich nun mehrere verschiedene Arten unterscheiden, wie Fischer *german* bzw. *foreign origine* sagt.

1. Er benutzt zweimal die Gelegenheit, im Vorbeigehen darauf hinzuweisen, daß auf deutschem Boden sowohl Einflüsse von seiten des Slawischen als auch (im ostdeutschen Kolonisationsland) slawische Nachklänge anzutreffen seien. Er wird diese, an sich ganz außerhalb seines Themas liegenden Hinweise deswegen aufgenommen haben, weil er von vornherein einen wirkungsvollen deutschen Stoß nach Osten unwahrscheinlich machen will. So spricht er (S. 325) von dem angeblich ostdeutschen Vorkommen der Bezeichnung „Kamuschkeien“ für ein dem pommerschen „Haomel zieh buff“ oder „Knäwelkespeel“ ähnliches Geschicklichkeitsspiel mit fünf kleinen Steinen. Wenn er schon nach Deutschland hereinblickte, so hätte er sich nicht mit einer bequemen und angenehmen Wortparallele begnügen dürfen, sondern er hätte dem ganzen Fragenkreis nachgehen, die Gesamtverbreitung des Spieles und seiner Verwandten mindestens in ganz Deutschland andeuten, die Bezeichnungen dafür in Deutschland zusammenstellen, damit den Ursprung der Sache klären und die tatsächliche Funktion des dunklen „Kamuschkeien“ innerhalb des deutschen Wortschatzes bestimmen müssen. — So spricht er (S. 212) davon, daß die *German words* ‘dörns’, ‘dönz’ von dem slawischen Worte *dvornica* abgeleitet seien. Auch hier hätte er sich nicht mit dieser knappen Feststellung begnügen dürfen. Er hätte sagen müssen, daß ‘dönse’ kein schlechtweg *german word*, sondern ein niedersächsisches Wort ist. Er hätte Pesslers „Plattdeutschen Wortatlas von Nordwestdeutschland“ (1928) aufschlagen müssen, um zu sehen, daß „der Ausdruck Dönse einem Schrumpfgebiet angehört“ (Schier). Er hätte, um seinem Ergebnis die nötige geschichtliche Tiefe zu geben, zeigen müssen, daß das Wort Dönse der Periode der westgermanisch-slawischen Kulturbeziehungen angehört. — Bruno Schiers Aufsatz „Die Auseinandersetzungen zwischen Deutschen und Slawen in volkskundlicher Sicht“ (Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung II, 1938, Heft 1) kann zeigen, wie ein ernstes, objektives Aufrollen des Problems der deutsch-slawischen Kulturbeziehungen aussieht.

2. Viermal gibt Fischer zu, daß deutsches Gut zu den Kaschuben gelangt ist. Alle vier Fälle beziehen sich auf den Wortschatz. So kann er selbstverständlich nicht leugnen, daß das slowinzische Wort *undererczki* aus dem Deutschen stammt (S. 277). Sonst aber ist er geneigt, die unbestreitbaren Wortentlehnungen in ihrer Bedeutung zu verkleinern. Die Bezeichnung *bozuna* für das Horn

der Hirten *is no doubt derived from the German 'Posaune'* (S. 323). Jedoch dieser Tatsache wird wenig Gewicht beigelegt, denn wenn es schon nicht zum Wort polnische Parallelen gibt, so doch zur Sache. — S. 271 f. muß zugegeben werden, daß die Bezeichnung *merki* für die Besitzmarken der Fischer von *foreign origine* ist. Aber auch dieser Tatsache wird wenig Gewicht beigelegt: gibt es doch ähnliche Marken in — Masovien. Außerdem bekommt *foreign origine* einen Nachsatz: *which does not, of course, prove anything, for it may have supplanted an older native one.* Zwar ist der durch das deutsche Wort verdrängte „heimische Ausdruck" nicht nachweisbar. Fischer stützt seine Auffassung aber durch den Hinweis darauf (S. 298), daß die Bezeichnung *karb, kòrb* — ebenfalls zugegebenermaßen ein *term of foreign origine* — für das Kerbholz offenbar die ältere „heimische Bezeichnung *narzaz*, die im 13. Jahrhundert noch nachweisbar sei, verdrängt habe! Nun hat man sich freilich mit den Besitz- und Hausmarken im germanischen Kreis und besonders in Deutschland seit rund 70 Jahren ausgiebig beschäftigt und vor allem im Gebiet von Nord- und Ostsee Hunderte von Marken nachgewiesen, die den „kaschubischen Marken" schlagend ähnlich sind (siehe Beispiele für diese: Lorentz S. 29). Es wäre fair gewesen, dies nicht zu verschweigen und wenigstens einige deutsche Literatur (etwa Ernst Homeyer, Eberhard Freiherr von Künssberg, Karl Theodor Weigel) zu nennen. Fischer aber — schweigt.

3. Hinzu kommen eine Anzahl Stellen, wo der Verfasser Beziehungen zu deutschem Gut einfach abstreitet und sich dabei ausschließlich unlogischer und unwissenschaftlicher Argumente bedient. Ein solches unlogisches Argument lautet etwa: Für diese Sache kommt deutscher Ursprung nicht in Frage — denn diese Sache begegnet auch „sonst in Polen". So heißt es: S. 282. Es ist keineswegs nötig anzunehmen, daß der Werwolfglaube auf deutschen Einfluß zurückgeht, denn man findet ihn in vielen Teilen Polens. Oder es ist (S. 199) die Rede von den urtümlichen Honigbeuten aus Holz. Von da aus streift Fischer die jüngeren Strohbienenkörbe: Aber es kann auch für diese, die im westlichen Polen allgemein in Gebrauch sind, nicht behauptet werden, daß sie deutschen Einfluß offenbaren, denn solche Strohkörbe sind auch den Kleinrussen und den Ruthenen bekannt. Diese Zweifel scheinen umso beachtlicher als die kaschubischen und slowinzischen Ausdrücke der Bienenzucht ihre Entsprechungen im allgemeinen polnischen Wortschatz haben. — Wer die Entwicklung der Wissenschaft von den Kulturbeziehungen großer Völkerkreise, wie sie sich in der Nachkriegszeit gezeigt hat, auch nur einigermaßen kennt, muß diese wunderliche Art der „Beweisführung" als eine Verniedlichung des Problems bezeichnen, die, wenn sie Schule machen sollte, die wirkliche, objektive Lösung des Problems „Germanen und Slawen" verhindern muß. Es braucht eigentlich nicht gesagt zu werden, daß das Auftreten einer Sache nicht nur bei den Kaschuben, sondern auch bei Kleinrussen und Ruthenen in keiner Hinsicht ein Beweis dafür ist, daß diese Sache nicht deutschen Ursprungs ist und nicht durch deutschen Kultureinfluß in den europäischen Osten getragen wurde. Was die Strohbienenkörbe betrifft, so hat Bruno Schier deren deutschen Ursprung und Siegeszug nach Osteuropa bewiesen (Die Auseinandersetzung zwischen Deutschen und Slawen in volkskundlicher Sicht. Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung II, 1938, Heft 1). Aber obwohl Schier schon vor sechs Jahren in einem nicht zu übersehenden, umfangreichen Werke zu zeigen begonnen hat, von welcher Tiefe und Weite die Kulturbewegungen im östlichen Mitteleuropa sind (Hauslandschaften und Kulturbewegungen im östlichen Mitteleuropa, 1932), verharrt Fischer noch im Jahre 1938 bei einer Beweisführung primitivster und gröbster Art, ohne die entwickelten verantwortungsbewußten Methoden der Forschung auch nur zu erwähnen.

Nach solchen Erfahrungen verwundert es nicht, in welcher Weise ein Urteil über die mit Gold und Silber gestickten Frauenhauben gefällt wird (S. 211)

Keinerlei Beweismaterial wird ausgebreitet, mit Hilfe dessen sich irgend etwas nachprüfen ließe. Fischer stellt nur kurz fest, daß keine deutschen Elemente vorhanden seien. Vielmehr habe man das Vorbild der Frauenklöster nachgeahmt, in denen polnische Mädchen aus Adel und Bürgertum erzogen worden seien!! Und wenn noch ein besonders schönes Beispiel der Fischerschen wissenschaftlichen Methoden zu überzeugen benötigt werden sollte, so bieten es die Ausführungen auf S. 205. Es ist die Rede von der aus der Karthauser Gegend stammenden Keramik. Weist sie etwa Spuren deutschen Einflusses auf? Nein, sagt Fischer, und er führt dafür einen tatsächlich „erschlagenden" Grund an: in dieser Keramik spielen doch die „typisch polnischen *double-pots*" eine Rolle, und die sind für Deutsche so fremdartig, daß sogar der Kaiser Wilhelm II. einmal einen kaufte „als Merkwürdigkeit". Also: die Anekdote von einem Kaiser, der einmal eine Reise machte, das ist der einzige „Beweis" in einer solchen Sache.

4. Prüft man alles sehr genau, so lassen sich immerhin wenigstens einige Stellen finden, von denen man vielleicht sagen kann, daß Fischer, falls er dort entschlossen weitergegangen wäre, zu einem wirklichen Bild vom Kaschubentum hätte gelangen können. Mit allen Vorbehalten in diesem Sinne positiv bewerten darf man wohl S. 323, wo gesagt wird, die osteuropäische Kuhglocke sei aus Holz im Gegensatz zu der immer aus Metall hergestellten deutschen und die Holzglocke sei früher auch bei den Kaschuben in Gebrauch gewesen. Freilich: Fischer bleibt den Beweis schuldig. Er hätte das Fehlen der Holzglocke nicht nur in Deutschland, sondern auch bei den Nordgermanen beweisen müssen. — Oder S. 287. Hier wird die Möglichkeit angedeutet, unter deutschem Einfluß könnten vielleicht Überlieferungen entstanden sein vom „totsingen". Freilich macht es Fischer Schwierigkeiten das zu glauben, weil die Zeugnisse dafür, nicht nur aus dem kaschubischen Gebiet, sondern aus „Polen überhaupt" und aus dem ganzen slawischen Kreis stammen. Man kann nicht gerade sagen, daß hier die Tür nach Deutschland geöffnet ist, aber sie ist wenigstens nicht völlig zugemauert. — Oder S. 292f. Es ist die Rede von kaschubischen Erzählungen über eine im Mond sitzende Gestalt. Die kaschubische Normalüberlieferung lautet *Eve sits by her spinning-wheel and spins, while Adam stands leaning on his pitchfork.*- Fischer erklärt diese Überlieferung als eine Kreuzung aus skandinavischen und polnischen Motiven. Adam und Eva seien aus Schweden bezeugt, das Motiv der Feiertagsschändung und der Spinnerin sei bezeichnend für die polnische Überlieferung bzw. für Slawen überhaupt. Freilich ist hier im wahrsten Sinne des Wortes die Tür nach Deutschland zugemauert, und es überrascht, daß Fischer weder auf das „Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens" noch auf das Buch von Werner Wolf (Der Mond im deutschen Volksglauben, 1929) Bezug nimmt[1]. Aber es läßt sich hier doch ungefähr ahnen, worin eine wirkliche Darstellung der kaschubischen Überlieferung immer bestehen muß: in der exakten Aussonderung der in ihr auftretenden germanischen und slawischen Elemente.

Ich glaube nunmehr keine Stelle in Fischers Aufsatz übersehen zu haben, wo ausdrücklich oder doch unverkennbar so etwas wie eine „Auseinandersetzung" mit der wirklichen Kernfrage des Ganzen, nämlich mit der Frage nach dem deutschen bzw. germanischen Einfluß stattfindet. Die ernst zu nehmenden Ansätze dazu sind so vereinzelt, daß sie fast wie ein Versehen anmuten, und sie ändern nichts daran, daß eine Arbeit, die sich solcher Methoden bedient, keinerlei Zutrauen zu ihren Ergebnissen erwarten darf.

Der Vorwurf, daß der wirkliche Ausblick auf Deutschland und Germanien fehlt und daß die Ausblicke auf den gesamtslawischen Kreis so unsystematisch sind, daß sie nur wie Zufälle erscheinen, wiegt für sich allein schwer genug, um Fischers Aufsatz völlig zu erledigen. Leider kann es bei diesem großen Vorwurf nicht einmal bleiben. Der zweite schwere Vorwurf lautet, daß Fischer

---

[1] Vgl. Atlas der deutschen Volkskunde.

nicht einen sinnvollen, sondern einen in stofflicher Hinsicht wirren Vergleich zwischen Kaschuben und Polen angestellt hat. Man sollte erwarten, daß der Verfasser einer solchen vergleichenden Untersuchung sich klar darüber ist, welche Parallelen in besonderem Maße, welche in schwächerem Maße beweiskräftig sind für die behauptete Identität zweier slawischer Völker. Fischer gibt nicht einmal darüber Klarheit, ob er Wortparallelen oder Sachparallelen die größte Beweiskraft zutraut. Die oben angeführten Beispiele zeigen immer wieder, daß er den Wortparallelen Beweiskraft zuschreibt, wenn sie seine These zu stützen scheinen, und daß er ihre Beweiskraft in Zweifel zieht, wenn er befürchten muß, daß sie seine These widerlegen. Er ist sich auch nicht klar darüber, daß Parallelen und Parallelen nicht dasselbe zu sein brauchen. Für ihn stehen auf einer Stufe Überlieferungen des Volkes urtümlichster Art und die zahlreichen anderen, die durch verhältnismäßig junge geschichtliche Mächte, also z. B. und vor allem durch die christliche Kirche geschaffen oder geprägt worden sind. Er dringt nirgends zu einer wägenden Kritik der Parallelen vor, so wenig, wie er eine Kritik seiner Quellen einleitet. Dabei ist es doch mit den Händen zu greifen, daß, um nur ein Beispiel zu nennen, volkstümliche Bräuche beim Ernteschluß nach Ursprung, Werdegang und Stellung im Volk wesensmäßig unterschieden sind etwa von der christlich abendländischen Palmenweihe am Palmsonntag. Er ist eben auf die Suche nach ,,Beispielen“ für die behauptete Identität von Polen und Kaschuben gegangen, und er ist dem ungezügelten Stoffhunger in so starkem Maße erlegen, daß darüber aber auch jedes Gefühl für das natürliche und geschichtliche Gefüge des Volksgutes verloren ging. So muß es selbstverständlich als sinnlos bezeichnet werden, wenn er in seinem Zusammenhang (S. 271) hervorhebt — und zwar ohne jede Datierung —, Kaschuben wie Polen hätten eine Vorliebe für die Namen Johann, Josef, Anna, Maria. Wir alle wissen, daß es sich hier lediglich um die Auswirkungen einer zeitgebundenen abendländischen Namenmode unter christlichem Einfluß handelt, in deren Verlauf die europäischen Völker nichts als Gefäße und Objekte sind. Mit diesem und mit ähnlichen Beispielen läßt sich nicht nur die ,,Ähnlichkeit“ von Kaschuben und Polen sondern etwa auch die von Kaschuben und Spaniern nachweisen. Der ungezügelte Stoffhunger ist auch schuld daran, daß Fischer nicht ganz selten sogar auf Vergleiche verfällt, die in einer wissenschaftlich-vergleichenden Untersuchung wirklich keinen Platz mehr haben können, und die man geradezu als Gemeinplätze der volkskundlichen Journalistik bezeichnen möchte. Beispiele sprechen für sich:

> S. 228. Die Kaschuben gleichen polnischen Bauern in ihrer Freude an einer großen Kinderschar. Deshalb auch umgeben sie die werdende Mutter mit besonderer Sorgfalt.
>
> S. 287. Die kaschubischen Bauern und Fischer ähneln den polnischen Bauern in ihrem geringen Vertrauen zum Arzt.
>
> S. 238. Die Kaschuben stehen dem Tod fatalistisch gleichgültig gegenüber. Das kommt in dem Wort zum Ausdruck ,,Es war Gottes Wille“. Die Leute in Little-Poland denken ähnlich, indem sie sagen, daß niemand dem entgehen kann, was Gott ihm vorbestimmt hat.

Es ist nach allem selbstverständlich, daß eine Arbeit wie diese abgelehnt werden muß, weil sie Methoden benutzt, die nicht die objektiver, ernsthafter Wissenschaft sind. Damit fallen auch Fischers Ergebnisse. Wenn er die Kaschuben als *Polish sept* bezeichnet (S. 256), wenn er sagt, daß viele Elemente der kaschubischen Volkskultur bei den Slawen überhaupt vorkommen, daß aber die Ähnlichkeiten mit keinem anderen slawischen Volk so schlagend seien wie mit dem polnischen (S. 328), wenn er schließlich die Möglichkeit deutschen Einflusses praktisch in Zweifel zieht, so ist hier gezeigt worden, daß er nichts von alledem bewiesen hat, weil er mit den von ihm verwendeten Methoden von vornherein überhaupt nicht in der Lage war, es zu beweisen.

Das Buch wird abgeschlossen durch einen knappen dritten Beitrag von T. Lehr-Spławinski *The Dialects of the Baltic Slavs* (S. 337—400). Dessen Ergebnis entspricht ganz den Auffassungen Fischers. Einst, also vor der großen deutschen Ostbewegung, sei das gesamte Ostseegebiet, von der unteren Weichsel bis an die Elbe, von slawischen Stämmen bewohnt gewesen. Sie hätten eine weitgehend einheitliche Sprache gesprochen, und diese slawischen Ostseemundarten hätten in engsten Beziehungen zum Polnischen gestanden und eine ununterbrochene Kette von der Nordwestgrenze Polens bis zu den äußersten slawischen Vorposten jenseits der Elbe gebildet. Was im besonderen den Unterschied zwischen polnischen Dialekten im engeren Wortsinne und den kaschubischen betreffe, so sei er zu vergleichen den Unterschieden zwischen einzelnen deutschen Mundarten. Die kaschubischen Mundarten, obwohl von etwas anderem Ursprung als die polnischen (S. 348), hätten jahrhundertelang im Wirkungsbereich der polnischen Sprache gestanden, und sie entwickelten sich nun in einer Richtung, die sie mit den „anderen polnischen Dialekten“ gemeinsam hätten. Und dies gelte nicht nur von den Kaschuben innerhalb der heutigen polnischen Staatsgrenzen, die jahrhundertelang Bestandteile des polnischen Staates gewesen seien und unmittelbaren Einfluß von seiten der polnischen Kultur erhalten hätten, sondern auch von einer so losgelösten Gruppe wie den Slowinzen am Lebasee in Pommern, die seit dem 13. Jahrhundert nicht mehr unmittelbar mit Polen verbunden gewesen seien. Es muß einem berufenen Kritiker überlassen bleiben, zu diesen Feststellungen das Wort zu ergreifen und insbesondere zu prüfen, ob Lehr-Spławinskis Quellenmaterial zuverlässig und ausreichend ist. Nach den mit Fischer gemachten Erfahrungen ist gewiß, daß diese Prüfung sehr streng sein muß.

Hier soll nur ganz kurz auf die dem Aufsatz beigegebene Karte *The Dialects of the Baltic Slavs* eingegangen werden. In großzügiger Weise wird durch Schraffuren der Raum der ehemaligen Ostseemundarten nach der Auffassung des Verfassers angedeutet. Daß es sich lediglich um den Versuch einer Rekonstruktion handelt, der sich auf die Zeit vor der deutschen Ostkolonisation bezieht, wird sicherlich zahlreichen englischen und amerikanischen Lesern unklar bleiben, von denen doch billigerweise nicht erwartet werden kann, daß sie genügend geschichtlich geschult der Karte gegenübertreten. Geradezu irreführend und verzerrend ist die Karte jedoch, was Ostpommern, d. h. genauer das Gebiet zwischen etwa der Stolpe und östlich der Leba, betrifft. Im Text (S. 349) sagt der Verfasser, daß hier das Slowinzische wohl (*probably*) erst im Laufe der allerletzten Jahre verschwunden sei, und er fährt dann, sehr unscharf, fort: *This dialect is, or was, spoken on the shores of the Lake Leba in German Pomerania.* Die Karte stellt den Sachverhalt nun so dar: Ganz Ostpommern, also der Raum zwischen der heutigen Reichsgrenze und ungefähr der Ostgrenze des Kreises Köslin, ist schräg schraffiert. Damit wird zum Ausdruck gebracht, daß der Verfasser dieses Gebiet, zusammen mit dem jenseits der heutigen Reichsgrenze anstoßenden Raum, als das ursprüngliche Gebiet der slowinzisch-kaschubischen Mundarten auffaßt. Von der Stolpe an bis östlich der Leba aber wird nun genau wie im Kreise Bütow und z. T. auch jenseits der Reichsgrenze, nicht weite sondern enge Schraffur angewendet. Das bedeutet nach der Kartenlegende: *the present day range of the Cassubian dialect.* Also erweckt die Karte in völligem Widerspruch zu den Tatsachen, ja sogar im Widerspruch zu dem Text des Beitrages selber, den Eindruck, daß heute in Stolp und überhaupt an der ganzen pommerschen Küste mindestens zwischen Stolpe und Leba — kaschubisch gesprochen wird. Das ist mindestens eine Nachlässigkeit, aber eine bedenkliche, wenn man sich darüber klar ist, daß die durchschnittlichen Leser sich gerade mittels dieser Karte zu orientieren suchen werden. An ein „Versehen“ zu glauben, fällt sehr schwer. Denn es ist ja nicht die einzige „Nachlässigkeit“ dieser Art, die das Buch sich zuschulden kommen läßt. So sagt doch Fischer S. 230 in bezug auf das Fest nach der Taufe: *This custom was formerly*

known also among the upper classes in Poland and had at one time assumed such exaggerated forms that it was found necessary at Danzig, in the first half of the eighteenth century, to promulgate a law strictly limiting the festivities connectes with the christening of a child. Das klingt also wenigstens so, als sei Danzig eine Stadt in Polen!

Bronisław Malinowski schickt dem ganzen Werke ein Vorwort voraus, in dem er nun die Bedeutung des Buches zu umreißen versucht. Er rühmt seinen leidenschaftslosen Geist und seine wissenschaftliche Haltung. Er sagt, sein Wert sei deswegen so groß, weil keine politischen Folgerungen gezogen seien. Er erinnert daran, die Kaschuben seien die einzigen noch lebenden Vertreter jener slawischen Stämme, die vor rund einem Jahrtausend ganz Ostdeutschland bis zur Elbe besetzt hätten. Trotz jahrhundertelanger enger Berührung mit der überlegenen deutschen Kultur und trotz deutscher politischer Herrschaft während 150 Jahren hätten sie sich ihr Volkstum erhalten. Das Buch zeige den englischsprechenden Lesern die Volkskunde dieses Volkes in *an exhaustive, compact and attractive manner.* Aber das Buch sei nicht nur bedeutungsvoll für den Fachgelehrten, sondern es erwecke ein noch viel allgemeineres Interesse. Wohnten doch die Kaschuben *in one of the most politically delicate corners of the world, the „Danzig Corridor". The question whether this is an integral part of the State of Poland is of considerable importance.* Es kann nunmehr dem Leser selbst überlassen bleiben zu beurteilen, ob dieses Urteil über das Werk zutrifft und ob es, wie Malinowski meint, eine wissenschaftliche Etappe werden kann auf dem Wege zur Lösung der europäischen Nationalitätenfrage, die für Malinowski politisch in Genf, geistig aber nicht in der Leugnung sondern im korrekten Verstehen und Begreifen des Volkstums gesucht werden muß.

Verhängnisvoll wäre es, wenn das Buch von irgend jemand tatsächlich so hingenommen und gar als zuverlässiges Handbuch zur Kaschubenfrage benutzt würde. Nicht in der Lösung der Kaschubenfrage liegt seine Bedeutung. Den Weg dazu hat sich das Buch mit seinen willkürlichen Methoden und seiner unkritischen Haltung, mit seinen Irrtümern und Unzulänglichkeiten selber verbaut. Vielleicht aber wird es dadurch mittelbar nützlich werden, daß es in nachdrücklichster Weise deutlich macht, wie brennend die Kaschubenfrage ist, — und zwar nicht nur für die Fachwissenschaft —, und wie wenig sie gelöst wurde. Wider Willen hat das Werk die primitiven, einseitigen und unkritischen Arbeitsmethoden *ad absurdum* geführt und damit hoffentlich die Bahn freigemacht für die wirkliche Erforschung und Darstellung des kaschubischen Volkstums.

Friedrich Lorentz hat es ausgesprochen, daß noch ungeheure Forschungsarbeit nötig ist, ehe die Kaschubenfrage als gelöst gelten kann. Die z. T. sehr peinlichen Lehren, die das Werk *The Cassubian Civilization* erteilt, geben Veranlassung, kurz auf die wichtigsten nächsten Aufgaben hinzuweisen und insbesondere die Pflichten der Volkskunde dabei anzudeuten.

1. Die reine Sammelarbeit bei den Kaschuben ist noch nicht ausreichend. Das Lorentzsche Material ist reich, aber nicht erschöpfend. Es sei nur daran erinnert, daß Lorentz selber z. B. darauf aufmerksam macht, daß nur eine verhältnismäßig kleine Zahl von kaschubischen Volksliedern gedruckt vorliegt, und daß diese wenigen nicht einmal immer so gedruckt sind, wie sie tatsächlich gesungen werden, sondern *in the standard form of the Polish written language* (S. 143). Die kaschubischen Erntebräuche sind erstmals behandelt worden in einem Zeitungsaufsatz, der im September 1931 in den „Danziger Neuesten Nachrichten" erschien. — Rücksichtnahme auf die Fragestellungen der modernen volkskundlichen Forschung wird die Aufgaben der reinen Sammelarbeit noch über den von Lorentz eingehaltenen Rahmen hinaus wesentlich erweitern.

2. Die andere Aufgabe fällt zuerst der deutschen Forschung zu, und sie wird ihr durch die Existenz und durch die Methoden des Fischerschen Beitrages einfach zudiktiert: neben die *Cassubian and Polish Ethnography* von Fischer

gehört, wenn die Kaschubenforschung nicht in einer Sackgasse stecken bleiben soll, nunmehr eine *Cassubian and German Ethnography*, und *german* soll hier nicht ausschließlich als „deutsch" sondern auch als „germanisch" verstanden werden. Das bedeutet nicht, daß diese Arbeit in jedem Falle in der Form eines erschöpfenden und allseitigen Vergleiches vorgelegt werden muß. Es wird vielleicht genügen, den Vergleich in einer ausreichenden Anzahl von bezeichnenden Beispielen durchzuführen. Dabei wird das Beispiel, das Fischer mit seinen „Methoden" gegeben hat, kein Vorbild sondern eine Warnung sein. Die deutsche Forschung ist heute für eine solche Aufgabe vorzüglich ausgerüstet. Zu ihren älteren Hilfsmitteln tritt in der Gegenwart der „Atlas der deutschen Volkskunde", dessen Karten einen bequemen und schnellen Überblick über zahlreiche wichtige volkskundliche Tatsachen im größten Teile des geschlossenen deutschen Volksgebietes in Europa gestatten. — Es ist hier leider nicht der Platz, diese Aufgabe in Angriff zu nehmen. Es kann nur an einigen ganz wenigen Beispielen gezeigt werden, welche Ergebnisse ihre Lösung bringen wird, wenn zunächst einmal das auch von Fischer benutzte Lorentzsche Material als Ausgangsbasis benutzt wird. Ich betone ausdrücklich, daß diese wenigen Beispiele nicht im entferntesten die vorhandenen Vergleichsmöglichkeiten und -notwendigkeiten ausnutzen. Solche Möglichkeiten und Notwendigkeiten bietet das Lorentzsche Material Seite für Seite mehrfach, und ich habe solche Beispiele hier absichtlich vermieden, die jeder Deutsche schon auf den ersten Blick erkennen kann.

Lorentz (S. 93f.) und Fischer (S. 261f.) sprechen von der kaschubischen Form des *dyngus* am Morgen des Ostermontags bezw. des Osterdienstags. Jungen und Mädchen kommen mit grünen Birkenzweigen an die Betten der Schläfer. Fischer erklärt diese Form des *dyngus* als charakteristisch für Pommerellen, die allgemein polnische Form des *dyngus* sei dagegen der Wasserguß. Da er es versäumte, auf Deutschland zu sehen, ist er verhindert gewesen, die pommerellische Form richtig zu begreifen. Diese ist völlig identisch mit dem deutschen Brauch des „Stiepens": der Brauch begegnet in Ostdeutschland und im Baltikum als Osterbrauch, weiter im Westen und in Teilen der nordgermanischen Länder als Fasnachtsbrauch, sonst stellenweise als Weihnachtsbrauch. (Vgl. Kaiser, „schmackostern". In: Monatsblätter der Ges. für pommersche Geschichte und Altertumskunde 51. 1937. Nr. 12.) Der Vergleich zwischen Deutschen und Kaschuben führt hier unverkennbar zu dem Ergebnis, daß mit starkem deutschem Einfluß auf die Kaschuben gerechnet werden muß und daß dieser zu einer deutlichen Besonderheit der Kaschuben gegenüber den Polen geführt hat.

Lorentz (S. 99) und Fischer (S. 246ff.) bezeugen für den kaschubischen Ernteschluß nicht nur *baba* („die Alte") und *dziad*, *stary* („der Alte"), sondern auch *będs* („der Bankert"). Ohne Kenntnis der verwandten deutschen Überlieferungen sind diese kaschubischen Vorstellungen nicht zu begreifen. Hier ist das beste Hilfsmittel zunächst Wilhelm Mannhardt, über dessen mehr als ein halbes Jahrhundert alte Sammlungen bereits vor über einem halben Jahrzehnt Richard Beitl im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens (V, Sp. 249ff.) einen vorläufigen Bericht gegeben hat. Der „Atlas der deutschen Volkskunde" wird wichtige neue Karten zur gleichen Frage bringen. Es zeigt sich, daß Überlieferungen vom „Alten" und von „der Alten" in sehr weiten Teilen Deutschlands ganz geläufig sind, — und zwar nicht nur auf ostdeutschem Kolonisationsboden! — und daß Überlieferungen vom „Bankert" vor allem in Nordwestdeutschland (z. B. Oldenburg, Hannover, Westfalen, Schleswig-Holstein) begegnen. In seiner ganzen Tiefe wird das Problem aber erst dann begriffen, wenn sich zeigt, daß die gleichen Überlieferungen auch das Erntebrauchtum der nordgermanischen Völker beherrschen. Es ist der Däne Hans Ellekilde, der dies zuletzt gezeigt und zugleich, von seinem dänischen Stoff aus, versucht hat, den Ursprung dieser Überlieferungen zu erhellen. Dies beweist die Dringlichkeit eines unvoreingenommenen Tatsachenvergleiches zwischen kaschubischem und germanischem Gut.

Lorentz (S. 96) und Fischer (S. 264f.) sprechen von kaschubischen Johannisfeuern. Auch diese verlangen selbstverständlich einen Vergleich mit dem ganz an der Oberfläche liegenden verwandten deutschen Brauchtum. Ihn durchzuführen, wäre schon leicht gewesen, mit so selbstverständlichen Hilfsmitteln wie Paul Sartoris altem Werk „Sitte und Brauch" und mit dem „Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens". Die jetzt erschienenen Karten 24—27 des „Atlas der deutschen Volkskunde" machen den Vergleich mühelos, und Herbert Freudenthals großes Buch „Das Feuer im deutschen Glauben und Brauch" (1931) wird ihm die nötige Tiefe geben.

Der kaschubische Dreikönigsumzug, den Lorentz (S. 90f.) bezeugt, hat seine zahllosen, unwiderleglichen Parallelen in Deutschland. Herbert Wetters Arbeit „Heischebrauch und Dreikönigsumzug im deutschen Raum" (1933) zeigt dies für die Vergangenheit wie für die Gegenwart, und der „Atlas der deutschen Volkskunde" mit seinen Karten wird sie noch weit besser veranschaulichen können. Wie wenig der Dreikönigsumzug aus dem Zusammenhang des alten germanischen Umzugsbrauchtums überhaupt gelöst werden kann, hat Robert Stumpfl (Das Fortleben germanischer Kultspiele im Volksbrauch. Zeitschrift für Deutschkunde. 1937. S. 253ff.) gezeigt. Und es bedarf keines weiteren Wortes, daß das gesamte Brauchtum der Kaschuben in der Weihnachts- und Fasnachtszeit nach einem eingehenden Vergleich mit den Verhältnissen in sämtlichen germanischen Ländern verlangt, von denen die wichtigsten neueren Untersuchungen zu diesen Fragen ausgegangen sind.

Fischer (S. 314f.) sucht zu kaschubischen Volksrätseln wörtliche polnische Parallelen nachzuweisen. Im Augenblick, wo die Tür zur germanischen Überlieferung entschlossen aufgestoßen wird, zeigt sich, daß ein bloßer Wortvergleich nicht genügt. Allein zwei norddeutsche Rätselsammlungen, die pommersche von August Brunck (Rad to, wat is dat! 1907) und insbesondere die große, mit zahlreichen Literaturangaben ausgestattete mecklenburgische von Richard Wossidlo (Mecklenburgische Volksüberlieferungen I. 1897.) lehren, daß die kaschubischen Rätsel, nach Motiv und nach Aufbau und Anlage, ihre deutschen Parallelen haben, und dies darf selbstverständlich nicht vergessen werden, wenn man nach der Herkunft des kaschubischen Rätselgutes fragt.

Es muß hier leider mit diesen sehr wenigen Beispielen sein Bewenden haben. Noch einmal sei gesagt, daß sie keineswegs erschöpfend sind. Tatsächlich ist es so, daß kaum eine einzige der von Lorentz bezeugten und von Fischer mit dem Polnischen verglichenen Einzelheiten in der Überlieferung des deutschen Volkes wie der germanischen Völker nicht ihre Parallele hat, und daß viele dieser Parallelen nicht etwa bedeutungslose „Ähnlichkeiten" sind, sondern für den machtvollen germanischen Einfluß Zeugnis ablegen. Diesen Zusammenhängen nachzugehen, ist die jetzt dringlichste Aufgabe. Nur so können die Hindernisse, die der Kaschubenforschung insbesondere durch Fischer in den Weg gelegt worden sind, hinweg geräumt werden. Und dann ist es an der Zeit, das abschließende Urteil über Wesen und Stellung des Kaschubentums zu sprechen. Dieses Urteil wird nicht das Urteil des Werkes *The Cassubian Civilization* sein.





